

Plauderstückchen

Wochenbeilage zum „Rheingauer Bürgerfreund“
 Druck u. Verlag von Adam Etienne, Oestrich-Winkel.

Verföhnt.

Novelle von R. Burger.

Schluß.

„Wilst Du mich nach Neapel führen, Papa?“ fragte Mona schüchtern, nachdem einige Tage vergangen waren, „ich möchte die Gegend gern wiedersehen, wo ich als Kind gespielt habe und — meine Mutter gelebt hat,“ fügte sie leise hinzu.

Der Marquis drückte seinen wiedergefundenen Liebling fest an sich.

„Gewiß, mein Kind, dann führe ich Dich auch in Dein väterliches Schloß, in dem Du seitan mit Fabio wohnen wirst, denn ich kann mich nicht mehr von Dir trennen, nachdem ich Dich so spät gefunden habe.“

„Wo ist Lucilia?“ fragte sie weiter.

„Frage nicht darnach; — ich mag nicht an sie denken,“ entgegnete der Marquis.

„Ich habe ihr vergeben. Papa, Du mußt ihr auch vergeben.“

„Still, mein Kind, sprich jetzt nicht von ihr“, bat der Vater und drückte einen Kuß auf ihre bleichen Lippen.

Als Lucilia auf dem dichtgefüllten Bahnhofe in Palermo stand, durchlief ein heftiges Zittern ihre Glieder. — Sie wußte nicht, wohin sie ihre Schritte lenken sollte; schon oft war sie zum Vergnügen hier gewesen, aber nie allein; jetzt, da der Abend angebrochen war, durchwanderte sie ruhelos die belebten Straßen und stieß endlich einen Freudenschrei aus, als sie Vysander Roccos wohlbekanntes Haus gewahrte. — Sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß er hier sein und sie vor den Folgen ihrer schlechten Tat schützen müsse, dann zog sie herzhaft die Klingel.

„Ist Signor Rocco hier?“ fragte sie gespannt, als der Diener langsam öffnete.

„Nein, er wird auch noch nicht erwartet, denn er hat seine Ankunft noch nicht gemeldet. — Kann ich etwas für Sie tun?“ fügte er besorgt hinzu, als er sah, daß die junge Dame zitternd sich gegen die Wand lehnte.

„Nein,“ versetzte sie hoffnungslos, „Sie können mir nicht helfen,“ dann wandte sie sich wartenden Schrittes um.

Die Tränen flossen unaufhaltsam von ihren Wangen; sie war allein, schutz- und obdachlos in der großen, fremden Stadt, und sie wußte nicht, wohin sie ihre ermatteten Füße lenken sollte.

Nachdruck verboten.

„Was soll ich tun, wohin mich wenden?“ schluchzte sie verzweiflungsvoll, „ich habe keinen Freund mehr auf der ganzen weiten Welt, der mir beistehen würde! Und wer würde mir auch helfen, wenn mein Verbrechen bekannt wäre!“

Weinend lehnte sie sich gegen eine Mauer; es war so finster geworden; sie wußte nicht einmal, wo sie die Nacht zubringen sollte.

„Kann ich Ihnen helfen? Sie scheinen Hilfe dringend zu bedürfen,“ fragte plötzlich eine Stimme.

Lucilia sprang entsetzt zurück, als ob eine Schlange sie gebissen hätte; doch der Fremde hielt sie mit sanfter Gewalt fest und zog ihre wiederstrebenden Hände vom Antlitz.

„Lucilia! Sind Sie es? Unmöglich! Was machen Sie hier?“ fragte er erstaunt.

„Wenn Sie Mitleid mit mir haben, so lassen Sie mich gehen, Graf Blondint,“ jammerte das unglückliche Mädchen.

Er ließ sie jedoch nicht los und blickte nur traurig auf sie herab.

„Haben Sie Ihren Onkel verlassen?“ fragte er endlich.

„Ja — ja, um niemals zu ihm zurückzukehren!“

„Sind Sie allein?“

„Ja, ganz allein!“

„Lucilia, wollen Sie mit mir kommen, sich unter meinen Schutz stellen, sich mir anvertrauen?“ fragte er leise.

„Ja,“ versetzte sie willenlos.

Er winkte einem Wagen herbei und führte sie nach seinem Hotel.

„Diese Dame wird vorläufig hier bleiben; sorgen Sie für ein gutes Zimmer,“ redete er die Wirtin an, und bald sank das erschöpfte Mädchen weinend in einen Sessel. Sie duldete widerstandslos, daß er ihr Hut und Shawl abnahm, erst als er ehrerbietig ihre eisigen Finger an seine Lippen führte, zuckte sie, und schnell zog sie ihre Hand aus der seinen.

„Lassen Sie mich! Sie würden mich nicht anrühren, wenn Sie alles wüßten,“ stöhnte sie.

Er blickte sie mitleidig an; er hatte sie immer ge-

liebt, dieses schwarzäugige, heißblütige Mädchen, und obgleich sie Lysander Rocco offen bevorzugt hatte, vergaß es in diesem Augenblicke doch seinen begünstigten Nebenbuhler und dachte nur daran, in welcher Weise er dem armen, hilflosen Wesen, dem er so gern seinen Schutz zugesagt hatte, helfen könne.

„Wollen Sie mir Ihren Beistand gewähren, selbst auch dann, wenn Sie wissen, welche Schuld ich auf mich geladen habe?“ fragte sie endlich tcnlos.

„Was es auch immer sei, ich lege willig mein Leben zu Ihren Füßen,“ versicherte der Graf.

Sie blickte dankbar auf. Wie verschieden war doch dieser treue, ehrliche Mann gegen Lysander, den sie so stürmisch geliebt hatte.

„Sie sind edel und hochherzig, aber Sie wissen nicht, was Sie versprochen haben,“ versetzte sie leise. „Ich lege mein Geschick in Ihre Hand, was hätte auch aus mir werden sollen, wenn Sie sich nicht meiner erbarmt hätten. — Graf Blondini, Sie ahnen nicht, welche Schuld auf meiner Seele lastet; Sie wissen nicht, weshalb ich von meinem Onkel geflohen bin.“

„Nein! Ich ahne nichts!“

Ihre schwarzen, stechenden Augen leuchteten in unheimlichem Glanze.

„Ich war sinnlos; ich kann es selbst kaum denken, aber heute Mittag tötete ich meines Onkels einziges Kind!“

Die Worte waren im leisen Flüsterton gesprochen, aber dennoch hatte der Graf jede Silbe deutlich verstanden, und er fürchtete, der Verstand seiner schönen Lucilia sei umnachtet.

Das unglückliche Mädchen schien seine Gedanken zu erraten.

„Sie halten mich für wahnsinnig?“ fragte sie noch immer bebend. „O! ich wünschte, ich wäre es, dann hätte ich doch eine Entschuldigung für meine Tat. Aber nein, ich bin es nicht; ich habe die Tat mit ruhiger Ueberlegung ausgeführt, und das treibt mich zur Verzweiflung. Sie treten zurück? Ich wundere mich nicht darüber; Sie können mich nicht mehr verachten, als wie ich mich selbst verabscheue!“

„Sie scherzen; es kann nicht möglich sein,“ stöhnte er.

„Es ist wahr! Die Eifersucht hat mich dazu getrieben. — Sie hatte mir alles geraubt, Liebe und Reichthum! Urtheilen Sie selbst über mich; ich habe mein Geschick in Ihre Hand gelegt, denn ich vertraue Ihnen.“

„Erzählen Sie,“ gebot der Graf.

„Wo ist Lysander Rocco?“ fragte er dann, als Lucilia geendet hatte.

„Ich weiß es nicht; ich vermutete ihn hier, aber er ist nicht angekommen.“

„Lieben Sie ihn noch?“ fragte er gespannt.

„Ich weiß nicht, ob ich ihn lieben oder ihn hassen soll,“ murmelte Lucilia.

„Wenn Haß im Herzen herrscht, kann Liebe keine Wurzel fassen. Ich muß Sie jetzt verlassen, Lucilia. Morgen, vielleicht auch erst übermorgen, wenn ich über Ihre Zukunft nachgedacht habe, will ich wiederkommen. Bleiben Sie hier, Sie sind hier ganz sicher; niemand wird Sie behelligen.“

„Sie wollen mich doch nicht verlassen?“ fragt sie voller Angst.

„Niemals! — Gute Nacht, Lucilia!“

„Gute Nacht,“ hauchte sie und ließ es jetzt ruhig geschehen, daß er ihre Hand an seine Lippen führte.

„Sie scheint die Größe ihres Verbrechens gar nicht zu fassen,“ dachte er bei sich selbst, als er durch die Nacht seiner eigenen Wohnung zuschritt. „Sie fühlt wohl ihr Unrecht, doch scheinen ihr die Folgen nicht klar zu sein.“

Er war fest entschlossen, nicht eher zu rasten, noch zu

ruhen, bis jede Gefahr von Lucillas Haupt verschwunden war. —

Ungebuldig erwartete Lucilia am nächsten Tage den Grafen, doch Stunde auf Stunde verrann, sie war noch immer allein und ihre Unruhe wurde immer unerträglich. Endlich, als der Abend bereits dämmerte, trat er plötzlich ein.

„Lucilia,“ begann er feierlich, „Iona ist nicht tot!“

„Nicht tot? — O, Gott sei Dank — Gott sei Dank!“ rief sie erregt und brach vor Freude in Tränen aus.

Er legte besänftigend seine Hand auf ihre schwarzen Locken und ließ sie wie ein Kind sich ausweinen, bis sie sich beruhigt hatte.

„Ich habe selbst an Ort und Stelle nachgeforscht, darum bin ich so spät gekommen,“ fuhr er bewegt fort, „ich mußte selbst Gewißheit haben.“

„Lebt sie wirklich? — Ist sie ganz wohl?“

„Ja! Es war kein Grund zur Besorgnis vorhanden. Aber dennoch bin ich der Ueberbringer eines Todesnachricht; ein anderer ist gestorben!“

„Ich ahne es — Lysander Rocco,“ hauchte Lucilia. Der Graf nickte. Langsam und zögernd erzählte er ihr das traurige Ende des Elenden.

„Ich kann nie zu dem Onkel zurückkehren; ich würde lieber sterben, als ihm vor die Augen treten,“ flüsterte Lucilia, als der Graf geendet hatte.

„Lucilia, meine Geliebte, Du hast Dein Los in meine starke Hand gelegt. Vertraue Dich auf immer meinem Schutze an. — Du weißt, wie heiß und innig ich Dich liebe, werde mein Weib: Du sollst es nie, niemals bereuen,“ rief er und preßte sie an sein Herz.

„Sie lieben mich? Auch jetzt noch, nachdem Sie meine Schuld kennen?“

„Ich liebe Dich! Vor allen Stürmen des Lebens will ich Dich behüten, Dich auf den Händen tragen! Sprich, Lucilia, willst Du als Herrin in mein Schloß einziehen?“

Sie antwortete nicht. Ein glückliches Lächeln malte sich in ihren bleichen Zügen, dann barg sie ihr Köpchen an seine starke Schultern und weinte Freudentränen.

„Bist Du jetzt glücklich?“ fragte er.

„Ich bin sehr, sehr glücklich; — glücklicher, wie ich es verdient habe,“ flüsterte sie ihm zu.

Lange saßen sie noch zusammen, bis die Nacht tief hereingebrochen war und er in heiterster Stimmung seinem Hause zuschritt. Was kümmerte ihn jetzt die Vergangenheit, da die Zukunft so licht vor ihm lag? Seine Geliebte war keine Mörderin, sie war nicht schlecht, nur ihr heißes Temperament hatte sie zu dieser Tat hingerissen.

Jahre waren vergangen! Zehn lange Jahre, die abwechselnd Leid und Freud gebracht hatten.

Iona und Fabio waren überglücklich. Vier muntere, fröhliche Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen, tummelten sich vergnügt in den weitläufigen Anlagen des Schlossparkes. Nur der Gedanke an Lucilia trübte bisweilen Ionas sonniges Leben. — Sie wollte ihr so gern sagen, daß sie ihr längst aus vollem Herzen verzeihen habe, aber — Lucilia kam nicht mehr zu ihr! Seit zehn Jahren war sie mit dem Grafen Blondini vereint; sie führte an seiner Seite ein glückliches Dasein, aber dennoch war eine Zusammentunst ängstlich vermieden worden. —

Ionas erster Schmerz war der Tod ihres geliebten, erst so spät gefundenen Vaters. Es waren ihm nur wenige Jahre vergönnt, das Glück seiner Kinder zu genießen; aber die kurze Zeit hatte den finsternen Sonderling in einen heiteren, glücklichen Mann verwandelt. Sodann wurde Signora Lennox, Ionas treue, mütterliche Freundin, aus diesem Erdenleben abgerufen, nachdem sie noch vorher die Freude hatte, Leonardy Dalison als ein selbst

händiges, nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft heranwachsen zu sehen.

Jetzt war Weihnachten! „Friede auf Erden!“ erscholl es weit und breit, und diese Worte sanden ein tausendfaches Echo in aller Menschen Herzen. „Friede, Friede auf Erden,“ flüstert: Mona unaufhörlich und gedachte mit stiller Behmut Lucillas.

Da öffnete sich leise die Thür. Der eintretende Diener überreichte seiner Herrin eine Karte. Monas Wangen glühten; sie entfernte sich sofort.

Eine Dame und ein schwarzäugiger, frischer Knabe standen im Empfangssaal.

„Lucilla!“ rief Mona und streckte der Langersehnten beide Hände entgegen, dann küßte sie den Knaben.

„Hast Du mir vergeben, Mona?“

„Still, sprich nicht von der Vergangenheit. Es war mein einziger Wunsch, Dich wiederzusehen; erst jetzt bin ich vollkommen glücklich. Komm, laß uns zu Fabio gehen.“

Monas größter Wunsch war am Weihnachtsfeste erfüllt. Sie war mit Lucilla versöhnt; der einzige Schatten, der bisweilen ihr sonniges Leben getrübt hatte, war verschwunden!

— E n d e . —

Der erste Zank.

Skizze von Karl N.-St.

Vorlesung.

Wenn Gustava Demuth — wahr gesprochen hätte! Wenn Heinrich mit anderen Personen spazieren ginge! Aber nein, wenn er sie, sein „Vieschen“, seinen „Abgott“, seinen „Engel“ nur deshalb geküßt hätte, weil seine Mutter es gewünscht! Wenn er nur eine Stunde im Bureau war und die andere Zeit in anderer Gesellschaft verbrachte!

Fünf Uhr fünfzehn Minuten! Das kleine Frauchen schluchzte laut auf.

„Doch nein, nein,“ rief sie plötzlich und sprang auf, „es ist nicht möglich! Gustav Demuth muß gelogen haben! Ich kann von Heinrich nicht glauben, er ist so lieb, so gut!“

Halb Sech! Sie sank in einen Fauteuil. Und wenn es doch wahr wäre, wenn — —

„Gnädige Frau, der Herr kommt!“ rief plötzlich Besette ins Zimmer hinein.

Er kommt! Ihm entgegen eilen? — Ja — nein — ja, aber nur die halbe Treppe. Und er soll sie ruhig, vollkommen ruhig finden; sie wird erst ein Tuch in das Wasser tauchen und sich die roten Augen feuchten.

Auf der Treppe trafen sie sich.

„Vieschen, hast Du Dich geängstigt?“ Er faßte ihre beiden Hände.

„Natürlich, aber nur zuerst. Ich sagte mir, Du würdest schiden, wenn Du krank wärest. Wo warst Du denn so lange — wenn man fragen darf?“

„Im Bureau, liebes Kind, wir sind beim Quartalsabschluß; auch kamen noch in der letzten Stunde sehr wichtige Depeschen.“

„Et ja, die werden sehr wichtig gewesen sein, ohne Zweifel sehr wichtig. So wichtig, daß Du über den Depeschen vergahest, mich von Deinem Ausbleiben benachrichtigen zu lassen.“

„Du sprichst in einem sonderbaren Ton, mein Engel, Du hast wohl recht Langweile gehabt?“

„Langweile — ich? O nein, ich hab' mich ganz gut amüßert. Ich war in der Küche, habe gelesen, mit dem Papagei geschwätzt und so weiter.“

Langsam waren sie so die Treppe hinauf geschritten. Nun standen sie auf dem kleinen Flur, er hob ihr Kinn, um ihren Mund zu küssen.

„Du hast ja geweint?“

„Ich geweint? Wie sollte ich dazu kommen? In der Küche hab' ich Zwiebeln geschnitten, das greist die Augen an.“

So fest wie möglich sah sie ihm dabei ins Gesicht. „Heinrich, Du bist noch bleicher als gestern! Mein Gott! Du mußt krank sein, Liebster Heinrich!“

Er wurde ordentlich böse. „Und zum tausendsten Male: ich bin nicht krank! Ich bin ganz gesund, vollkommen gesund!“

Da hatte sie es also wieder: ihm fehlte nichts! Wo war er gewesen? Ein Quartalsabschluß wird nicht Hals über Kopf gearbeitet, und Depeschen sind in wenigen Minuten befördert. Sollte er wirklich sich mit anderen amüßert haben, — Elisabeth fühlte ein spitzes Eisen in ihrem Herzen.

Aber Ruhe, Ruhe! Sie wollte mit Würde leiden und es mit Würde tragen, ihr schreckliches Geschick!

„Ist Dir Essen gefällig?“

„Welche Frage, mein Herzchen! Freilich, den richtigen Appetit verspüre ich nicht.“

„Und ich habe Dein Leibessen, einen Rehriden.“

„Ach, das ist jammerschade, daß ich nicht viel essen kann.“

Ein zweites spitzes Eisen bohrte sich da in ihr Herz. Er wird schon dinkert haben, sie werden Champagner getrunken und schlechtes Eis gegessen und viel gelacht haben!

Welch schreckliches Geschick! Aber Elisabeth rief sich noch einmal Ruhe zu und schritt ihm dann auf den Balcon voran.

Schweigend verzehrten sie die Suppe. Ueber den Dössel schielte die Frau zu ihm hinüber, und nun fand sie ihn noch viel bleicher. Und sie fand auch, daß es wie ein Schatten auf seiner Stirne lag, ein unheimlicher Schatten. Doch was brauchte sie sich zu sorgen, zu ängstigen? Er war ja nicht krank! Er mochte sich in Gesellschaft beim Champagner aufgereggt haben.

Heinrich stützte den Kopf wie gestern und starrte vor sich auf den Tisch.

Der Rehriden kam mit den Kartoffeln.

Der Braten hatte den Duft, die Poesie, er hatte alles verloren, und die Kartoffeln waren zusammengeschrumpft. Die kleine Frau seufzte tief.

„Armes Weibchen,“ sagte er und versuchte zu lachen, „daran bin ich Schuld.“

„Ja,“ seufzte sie. „Soll ich Dir vorlegen?“

„Lust Du es doch immer. Aber ich bitte, ein kleines Stück.“

Sie schwiegen wieder und gingen an zu essen. Zwischen jedem Bissen machte er eine Pause, er war nicht bei der Sache. Oder war er ganz gesättigt?

„Erzähle mir etwas,“ sagte er plötzlich und legte die Gabel hin.

„Was könnte ich Dir erzählen?“ fragte sie gedehnt und gleichfalls laut.

„Das verstehe ich nicht,“ sagte er rasch, beinahe zornig.

„Nicht? Ich dünkte, ich hätte ganz deutlich gesprochen.“

„Du bist verstimmt. Denke an das Kapitel im Bezischen Roman und wie wir gestern darüber geurteilt haben.“

„Willst Du etwa den jungen Ehemann bei Pöz mit Dir vergleichen? Er ist eine halbe Stunde später gekommen, Du aber kamst zwei und eine halbe Stunde später, zwei und eine halbe Stunde! Und seine Frau wird kaum mit dem Essen auf ihn gewartet haben, sie wird aus Erfahrung gewußt haben, daß er im Klub spielt; Du aber wußtest, daß ich mit dem Essen warte, und Du wußtest — ja, Heinrich, nimm mir's nicht übel — —“

„Aber Elisabeth,“ rief er und legte nun auch das Messer hin.

„Über Geinrich,“ rief sie und legte Messer und Gabel hin, „übertreibe ich etwa?“

„Ja,“ sagte er, indem er rot und wieder sehr bleich wurde, „Du tuft mir bitter Unrecht. Der Mann im Roman war dem Vergnügen nachgegangen, ich aber habe bis hierher — und er zeigte auf seinen Hals — bis hierher in Geschäften gestedt!“

„Die auch vielleicht bis morgen Zeit gehabt hätten.“

„Das verstehst Du nicht.“

„Natürlich, das verstehe ich nicht,“ sagte sie ironisch.

Es wurde still. Es war so schwül. Es war wie vor dem Ausbruch eines Gewitters.

Da plötzlich schob er den Teller zurück. „Alles Appetit vergeht Einem!“ Und er stand auf.

„Du hast ja über Mangel an Appetit geklagt?“

„Du bist mir unbegreiflich, Elisabeth!“ Er wandte ihr den Rücken und sah in die Landschaft hinaus.

„Ich verstehe Dich ebenso wenig. Wahrhaftig!“

„Nun, da passen wir ja recht hübsch zusammen!“ Er steckte die Hände in die Taschen und sang an ein Liedchen zu pfeifen, aber mit dem Pfeifen wollte es durchaus nicht gehen.

„Wie kannst Du in meiner Gegenwart pfeifen? Nimm mir's nicht übel, aber ich finde es rücksichtslos.“

„Du bist aber auch zimperlich wie ein — Pensions-Badjisch!“

„Ich kann schon etwas vertragen, aber Fuhrmannsnerven habe ich nicht!“

Schluß folgt.



Die Jugendpost

Das Nest.

Am Wiesenrande, wo der Bach so leise, leise murmelt, stand ein wilder Beerenstrauch, ringsherum Stauden von Glockenblumen und Bergfarnkraut. Der Maienzauber hatte hier alle Blumen geweckt und die Kinder pflückten und banden sich Sträuße und Kränze. Die Lerchen sangen über der Wiese und die Blumen dufteten so süß, so süß. Honigschwer summten die Bienen durch die warme Luft und krochen in die offenen Windentelche, daß die schwanken Blüten bebten und zitterten. Die Schmetterlinge schauten auf den Glockenblumen und die Spinnen woben ihre Netze zwischen den hohen, roten Sauerampfer-Stielen, blind tollten die schwarzen Fliegen dagegen. Die Kinder blühten wie die Blumen der Wiese, Ihre Wangen glühten, ihre Augen leuchteten, der Wind löste ihre Locken und die Sonnenwärme glühte auf ihren nackten, braunen Armen.

„O seht nur, seht,“ jubelte plötzlich die kleine Käthe. Sie kniete vor dem Beerenstrauch und hatte das Köpchen tief auf die Erde gelegt. So konnte sie zwischen den Zweigen hindurchschauen. Da, dicht an der Wurzel des Strauches, ganz im Verborgenen, war ein Nest mit ganz, ganz kleinen, nackten Vögeln. So etwas Kleines, so etwas Nattes!

Unglaublich süß war das. In dem kleinen, grauen Nestchen die kleinen, klitzekleinen Vögel, die sie ganz dumm und erschreckt ansahen. Und nun kamen die Kinder alle und starrten das Wunder an.

„Es muß aber eine schlechte Vogelmutter sein,“ entschied Käthe plötzlich, „die die Kinder so allein läßt.“

„Na, sie muß sie doch füttern,“ wandte Berthold ein.

„Ja, freilich, das muß sie,“ stimmte Bertha bei. Inzwischen war die verkleumdete Vogelmutter herbeigekommen und umflatterte ängstlich von weitem den Strauch.

„Komm man näher, wir tun dir nichts,“ rief ihr Käthe freundlich zu.

Da die Vogelmutter dieser Einladung aber nicht folgte, versuchten die Kinder, sie auf ihr Nest zu jagen.

„Es ist ein ganz pflichtvergessener Vogel, siehst du,“ sagte Käthe sichtlich entrüstet.

„Kinder, ich will euch was sagen,“ begann nun Bertha, „die Vogelmutter muß erst zahm gemacht werden, daß sie Zutrauen zu uns bekommt. Dazu müssen wir sie füttern. Wir wollen jetzt alle Tage Futter herbringen und die Alte locken, bis sie ganz zahm ist. Dann helfen wir ihr die Kinder erziehen und füttern, was doch eine große Arbeit ist und wir wollen Wache am Nest halten, damit die Alte ruhig fortfliegen kann und nicht fürchten muß, daß die Kake zu den Kleinen kommt.“

Der Plan gefiel allen. Sie holten Hafer und Gerste und Brotkrumen und streuten das um das Nest. Die Vogelkinder flogen erschreckt von ihren Kleinen fort und äugten angstvoll zu den unbetenen Helfern hinüber. Die Kinder erzählten ihnen zwar wieder ausführlich, daß sie nur die besten Absichten hätten, aber das Elternpaar ließ sich nicht herbeilocken. Die Kinder verbrachten fast den ganzen Vormittag bei dem Neste, aber ihre Beziehungen zu ihren Schülern wurden nicht wärmer.

So fand sie der Vater. Sie erzählten ihm ihr Erlebnis und waren sehr erstaunt, keine Anerkennung zu finden.

„Laßt die Vögel in Ruhe,“ sagte der Vater, „das sind heilige Geheimnisse der Natur, in die ihr nicht eindringen dürft. Stört sie nicht! Darum bauten sie ihr Nest so verborgen, daß ihre Jungen unversehrt und ohne selbst viel zu sehen, wachsen. Laßt sie ihre Kinder selbst füttern, ihr scheucht die Tiere nur fort.“

„Papa, wir helfen ihnen doch!“

„Sie brauchen eure Hilfe nicht, Kinder, laßt die Vögel in Ruhe.“

Traurig und enttäuscht schliefen die Kinder davon. Sie wollten nur nachsehen hin und wieder. Was sie aber sahen, war furchtbar. Ihr Futter hatte ein Heer von Ameisen angelockt, die saugten an den kleinen Vogelleibern und überdeckten das Nest. Die Vogelkinder blieben in angstvoller Ferne und sahen die Kinder vorwurfsvoll an. Da fühlten die Kinder eine große, geheime Schuld. Sie nahmen das Nest mit den elenden, nackten Tierchen, scheuchten die Ameisen fort und trugen es auf einen Baum. „Hier ist es hoch und lustig, hier müssen sie ja gedeihen und die Eltern werden sie finden,“ sagten die Kinder und machten den Vogelkinder allerlei Zeichen. Am anderen Tage aber hatte der Wind das Nest vom Baum geweht und der böse, schwarze Käter, der Peter, hatte die armen, kleinen Pflügelinge gefressen.



Was uns hält.

Pflichtgefühl ist eine Kraft, welche mit uns morgens aufsteht und abends mit uns zur Ruhe geht. Pflichtgefühl begleitet uns stützend und mahnend durch alle Fahrnisse des Lebens. Wer sich dieser Begleitung stets erfreut, wird nicht leicht straucheln, und wenn es irgend jemand gut ergeht, dann ist ein Mensch mit regem Pflichtgefühl dazu bestimmt. Schließlich gibt es keinen schöneren Lobspruch auf einem Grabstein als den:

„Er hat immer seine Pflicht getan.“

Rästel-Auflösung.

Die Auflösung des Rästels aus voriger Nummer heißt: „Vorgen — Sorgen“.